

Bermittler.

Nebra, 15. Januar. Am vergangenen Sonntag Abend fand im Preussischen Hofe die Generalversammlung des Turnvereins statt. Derselbe war von 40 Mitgliedern besucht. Der Vorsitzende, Herr Böhriger, eröffnete die Versammlung und ließ die Mitglieder willkommen heißen. Hierauf wurde der vom Schriftwart Hartung aufgesetzte Jahresbericht pro 1908 verlesen, welcher den Mitgliedern ein klares Bild über die rege Beteiligung der Turner in den Turnstunden sowie über die Vermögensverhältnisse des Vereins gab. Hierbei wurde noch ganz besonders der Dank der Turner an die Bürgererschaft für rege Unterstützung bei Festlichkeiten, namentlich aber anlässlich des 25jährigen Stiftungsfestes des Vereins, zum Ausdruck gebracht. Der Verein zählt 51 aktive, 10 passive Turner und 15 Jünglinge. Gehört wurde im Durchschnitt mit 25 Turnern pro Abend; gewiss ein hoher Prozentsatz. Die nun folgende Rechnunglegung durch Kassierer Herrn Knecht ergab eine Einnahme von 1177,30 M., die Ausgabe beträgt 1175,85 M., sodass trotz des Defizits von zehn Mark am Stiftungsfeste und der Anschaffung einer neuen Sprungmatte und 24 Reifen ein wenn auch kleiner Ueberschuss verbleibt. Das Sparfahndung des Vereins wird eine Einlage von 1125,85 Mark nach. Nimmere wurde zur Neuwahl des Vorstandes geschritten. Es wurden gewählt die Herren Reufe als Vorsitzender, A. Müdig als

Stellvertreter desselben, Knecht als Kassierer, Hartung als Schriftwart, P. Meißner als Turnwart, K. Gohlein als Sitz- und Stehmann, Schütz und P. Böhriger als Beiratsmitglieder. Nachdem noch verschiedene Angelegenheiten des Vereins geregelt, wurde die Versammlung mit dem „Gut Heil“ geschlossen.

Postwesen. Das Amtsblatt des Reichspostamtes empfiehlt, Briefe nach den Vereinigten Staaten mit in die Augen fallenden Leichterposten zu versehen. Wird der Brief zum allen Postlauf, also mit 20 Pf., frankiert, so sind die Briefverkäufer über England oder Frankreich, schneller Weg“ anzunehmen. Bei Briefen, die mit dem ermäßigten Porto von 10 Pf., für je 20 Gramm versehen sind, ist der Verkauf empfehlenswert, über Bremen oder Hamburg. Postkarten nach America kosten nach wie vor 10 Pf. Porto!

Eigenhändige Testamente. Eigenhändige Testamente, welche nicht innerhalb 14 Tagen nach ihrer Errichtung in gerichtliche Verwahrung gegeben werden, müssen dem zuständigen Zollamt zur Stempelverwendung vorgelegt werden. Andernfalls legt sich der Errichter strafrechtlicher Verantwortung aus. Der letztere sind insbesondere überlebende Ehegatten ausgesetzt, welche mit dem verstorbenen Ehegatten ein eigenhändiges gemeinschaftliches Testament errichtet haben. Der Vorlegung des Testaments beim Zollamt kann entgehen, wenn man dasselbe auf einen Stempel-

bogen zu 1.50 Mark (gemeinschaftliche Testament 3 Mark) schiebt.

Nach dem neuen Etat seien folgende, die Bevölkerung unserer Provinz besonders interessierende Eisenbahnen mitgeteilt: Umgestaltung der Bahnanlagen in Leipzig weitere Rate 50000 M., Ausbau des Bahnhofes Weiskirchen erste Rate 100000 M., Herstellung eines Hauptbahnhofs in Leipzig und einer Verbindungsbahn 3500000 M., Herstellung einer Hauptverbindung für Wagen in Delitzsch weitere Rate 1 Million, Ausweitung der eisenen Ueberbauten für die Unterführung der Teichsicher Straße auf dem Bahnhof in Halle weitere Rate 40000 M., Herstellung von Liegebohlengleisen beim Güterbahnhof in Halle weitere Rate 300000 M., Erweiterung des Hauptbahnhofs in Halle weitere Rate 300000 M., Erweiterung des Hauptbahnhofs in Halle erste Rate 500000 M., Erweiterung des Bahnhofes Mücheln 100000 M., Umbau der Bahnsteiganlagen auf Bahnhof Leipzig erste Rate 100000 M., Herstellung eines neuen Güterbahnhofs in Görowig (Anhalt) erste Rate 300000 M., Wehlfürte zur Regulierung des Borsdorfer Flusses in den freien Landbau, Mücheln, Bangen und Halle 6. Rate 80000 M., Zuschuss für die Universität Halle 1270168 M.

Eingelände.

(Für Einblendungen unter dieser Rubrik übernimmt die Redaktion lediglich die rechtsgültige Verantwortung.)
Der hiesige Rabatt-Spar-Verein, welcher seit

seinem Bestehen 46000 M. Rabatt abgegeben hat, wirkt auch infolgedessen vorteilhaft, als er den Sparfahndung weilt. Jeder, der hier nicht alle Geschäftsfälle dieses Vereins angeschauten, dürfte sich wundern, wie es, wenn auf Verlangen der Bürgererschaft, auch Fleischer und Inhaber von Schuhwarengeschäften dem Verein beitreten würden. Wie in anderen Städten möglich ist, müsste sich doch auch hier ermöglichen lassen.

Kirchliche Nachrichten.

2. Sonntag nach Epiphania.
Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwioger.
Um 11 1/2 Uhr: Kinder Gottesdienst.
Herr Diaconus Pfeiffer.
Es predigt um 2 Uhr:
Herr Diaconus Pfeiffer.

Amiswoche: Herr Oberpfarrer Schwioger.
Beerdigt: Am 13. Januar Sophie Luise Bernadine Martin geb. Jungling, 74 Jahre 5 Monate 26 Tage alt; Marie Emma Hauwede geb. Wegeheden, 60 Jahre 1 Monat 5 Tage alt; am 14. Januar Friedrich Franz Weidner, Kohlenbändler, 67 Jahre 12 Tage alt.

Sonntag abends 7 1/2 Uhr
Jungfrauenverein.

Bekanntmachung.

Die Militärvorpflichtigen, welche im Jahre 1889 geboren sind, sowie diejenigen im Orte befindlichen Militärvorpflichtigen, welche früher als im Jahre 1889 geboren und noch nicht durch eine endgültige Entscheidung von der Stellungspflichtigkeit entbunden sind, müssen sich in der Zeit vom 15. bis 31. ds. Mts. im Magistratsbüro zur Stammrolle anmelden.

Soweit dieselben vorübergehend abwesend, sind die Eltern, Vormünder, Lehr-, Probst- und Fabrikherren verpflichtet, die Anmeldung zu besorgen.

Die Unterlassung dieser Anmeldung wird mit Geldstrafe bis zu 30 M. oder mit Haft bis zu 3 Tagen bestraft.

Die außerhalb der Stadt Nebra geborenen Militärvorpflichtigen haben einen Geburts- (nicht Tauf-)chein, falls sie sich schon gestellt haben, einen Lösungsschein beizubringen.

Nebra, den 6. Januar 1909.

Der Magistrat.
Strauch.

Bekanntmachung.

Das in Gemäßheit der Provinzial-Reglements über Viehseuchen vom 7. November 1882 aufgestellte Verzeichnis liegt vom 16. bis 31. ds. Mts. im Magistrats-Büreau während der Dienststunden zur öffentlichen Einsicht aus.

Innerhalb der gedachten Zeit können Anträge auf Berichtigung des Registers schriftlich oder mündlich zu Protokoll beim Unterzeichneten angebracht werden.

Nebra, den 6. Jan. 1909.

Der Magistrat.
Strauch.

Zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs findet
Mittwoch, den 27. Januar d. J., nachmittags 2 1/2 Uhr,
im Schützenhause zu Nebra

Festessen

statt. Die Bewohner von Nebra und Umgegend werden hierzu mit dem Bemerkten freundlichst eingeladen, dass der Preis des Gedeckes auf 2,75 Mk. festgesetzt ist. Wir ersuchen diejenigen Herren, welchen etwa aus Versehen das Zirkular nicht zugehen sollte, ihre Teilnahme bei dem Wirt, Herrn Schlapf, anzumelden. Um möglichst allgemeine Beteiligung wird dringend gebeten.

Nebra, den 15. Januar 1909.

Der Festausschuss:

Bieher, Kabisch, Schwioger, Strauch,
Amtsrichter, Stadtvorordnetenvorsteher, Oberpfarrer, Bürgermeister.

Rabatt-Spar-Verein Nebra und Umg.

In letzter Zeit sind häufig lose Blätter der Einlösungstelle übergeben worden.

Um diesen Mißbrauch zu verhindern, geben wir hiermit bekannt, daß von jetzt ab lose Blätter oder Bücher, aus welchen Blätter entfernt sind, nicht mehr eingelöst werden.

Der Vorstand.

3 Hausfreunde

in jedem Haushalte sind

Dr. Henkels Waschnittel

Millionenfach erprobt und bestbewährt, beliebt in der ganzen Welt.

Persil:

Das idealste und vollkommenste selbsttätige Waschnittel von höchster Wasch- und Bleichkraft, welches von selbst ohne jede Arbeit und Mühe; macht die Wäsche blütenweiß, frisch und duftig wie von der Sonne gebleicht, schon und erhält sie und ist absolut unschädlich bei jeglicher Anwendung!

Pakete à 35 u. 65 Pfg.

Dixin:

Im Gebrauch billigstes, unerreichtes Waschnittel, erleichtert die Arbeit, bleicht wie auf dem Rasen und ist absolut unschädlich. Schon das Gewebe, da frei von Chlor und scharfen Stoffen.

Paket 25 Pfg.

Henkels

Bleichsoda:

Die beste Waschnähle, vorzüglich zum Einsetzen der Wäsche; unentbehrlich zum Reinigen von schmutzigen Gegenständen, zum Scheuern von Böden und Wänden!

Überall erhältlich!

Alleinige Fabrikanten: **Henkel & Co., Düsseldorf.**

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebig in Nebra.

Aufgebot.

Der Kreisprotokollist Heinrich Möller in Ludwigslust als Pfleger der Erben des Pösters emer. Pfeifer zu Ludwigslust hat das Aufgebot des Hypothekendienstes vom 28. April 1889 zu der im Grundbuche von Nebra Band VII. Artikel 36 Abteilung III. Nr. 1 für den Pöster emer. Robert Pfeifer zu Ludwigslust aus der Urkunde vom 27. April 1889 eingetragenen Hypothek von 1261,60 Mark beantragt. Der Inhaber der Urkunde wird aufgefordert, spätestens in dem auf

den 4. Mai 1909, vormittags 9 1/2 Uhr

vor dem unterzeichneten Gericht abzuräumen. Aufgehobenerseits seine Rechte anzumelden und die Urkunde vorzulegen, widrigenfalls die Realoffertklärung der Urkunde erfolgen wird.

Nebra, den 11. Januar 1909.

Königliches Amtsgericht.

Wenn Sie

einen bekömmlichen, wohlschmeckenden und dabei doch billigen Kaffee trinken wollen, dann nehmen Sie halb Bohnenkaffee, halb Kathreiners Malzkaffee.

Kathreiners Malzkaffee ist schon in Paketen für 10 Pfg. zu haben.

Bei Rheumatismus,

Gicht, Weihen, ist das echte aufwärtsgefehlte Pulver Marke Stern von vorzüglicher, schneller Wirkung. Preis 1 M. Walter Gutmuths.

Feinste süße Apfelsinen

empfiehlt Waldemar Kabisch.
Orangen, Daisardinen und andere Weinaden empfiehlt Waldemar Kabisch.

Bei Husten

Kaltes, Keuchhusten, Reiskleimung sind Dr. Pösters Hustentropfen, befeuchtet und den trockenen Rachen, ein vorzüglich bewährtes Hausmittel. Fl. 50 Pfg. W. Gutmuths.

Radfahrervereinigung Nebra und Umgegend.

Sonntag, den 17. Januar, findet im Saale des Schützenhauses unser diesjähriges

Stiftungsfest,

bestehend in Theater, Reigenfahren und Ball statt, wozu Freunde und Gönner ergebenst einladet. Anfang abends 7 1/2 Uhr. Alles nähere befragen die Zettel.

Danksagung.

Für die vielen Beweise innigster Teilnahme und für die überreiche Kranzspende beim Hinscheiden unseres teuren Entschlafenen, Friedrich Weidner, sagen wir allen Verwandten und Bekannten von nah und fern, namentlich Herrn Pastor Beisert für die trostreichen Worte am Grabe, unseren innigsten Dank.

Nebra, im Januar 1909.

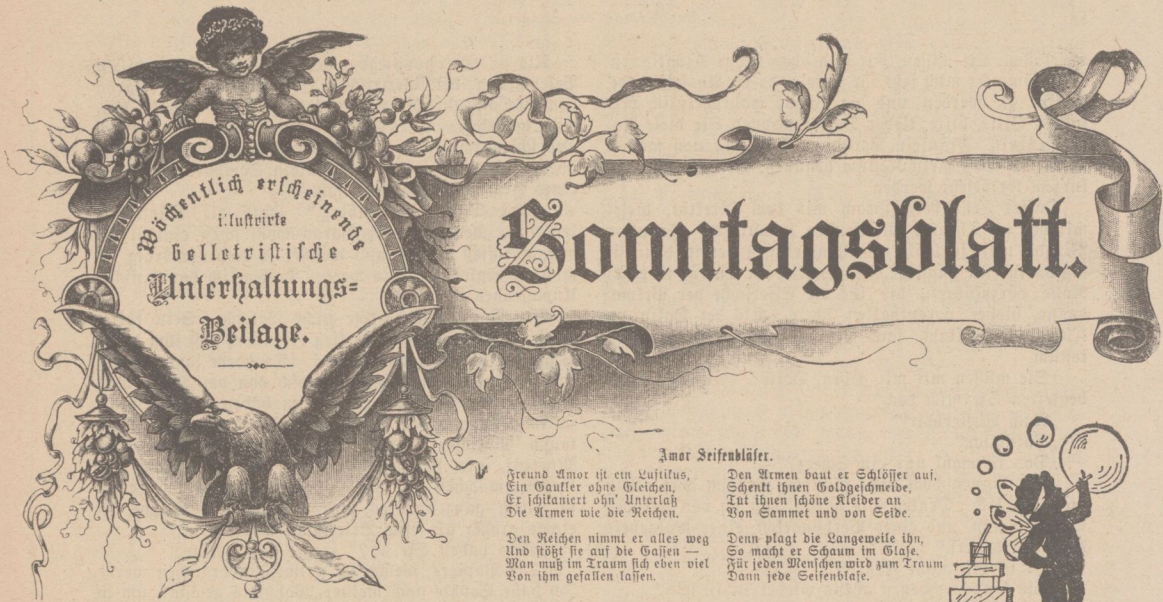
Die tieftrauernden Hinterbliebenen.

Für die vielen Beweise inniger Teilnahme beim Heimgange unserer geliebten Mutter sagen wir allen Freunden und Bekannten, besonders aber Herrn Pastor Beisert für die tröstenden Worte am Sarge,

herzlichen Dank.

Nebra, den 14. Januar 1909.

Geschwister Hauwede.



Sonntagsblatt.

Wöchentlich erscheinende
illustrierte
belletristische
Unterhaltungs-
Beilage.

Amor Seifenbläser.

Freund Amor ist ein Luftkiss,
Ein Gauller ohne Gleichen,
Er schiltanirt ohn' Unterlaß
Die Armen wie die Reichen.

Den Armen baut er Schlöffer auf,
Schenkt ihnen Goldgeschmeide,
Tut ihnen schöne Kleider an
Von Sammet und von Seide.

Den Reichen nimmt er alles weg
Und stößt sie auf die Gassen —
Man muß im Traum sich eben viel
Von ihm gefallen lassen.

Demn plagt die Langeweile ihn,
So macht er Schaum im Glase.
Für jeden Menschen wird zum Traum
Dann jede Seifenblase.



Der Roman der Sängerin.

Erzählung von Heinrich Köhler.

(I. Fortsetzung.)

In dem Augenblick, als Doktor Fellenberg in der Tür verschwand, hob sich der Vorhang zur Hälfte und der Doktor bemerkte mit einem letzten Blick, daß der Regisseur im schwarzen Frack auf der Bühne erschien, offenbar, um dem Publikum eine Mitteilung zu machen. Es mußte sich also wirklich um einen ernststen Fall handeln. Als der Doktor auf der Szene angelangt war, kam ihm der Direktor aufgeregt entgegen und rief ihm zu:

„Bitte, gehen Sie schnell zu Fräulein Sombart.“

Es handelte sich also um Klarißa. Was konnte ihr nur so plötzlich zugestoßen sein? — Als der Doktor in

ihr Ankleidekabinett eintrat, fand er sie zu seiner großen Überraschung allein, aufrecht stehend und in großer Hast die Theatergarderobe ablegend. Sie berührte mit dem Finger ihre Lippen, um ihm Schweigen anzudeuten und bat ihn mit leiser Stimme, die Tür zu verriegeln, damit sie nicht gestört werden konnten.

„Sie sind also nicht krank?“

„Nein. Aber es liegt etwas ganz Ungewöhnliches vor.“

Sie nahm von dem wirren Durcheinander ihres Toiletten-tisches eine Visitenkarte, die sie dem Arzt mit ernster Miene überreichte.

„Baron von Plessow,“ las der Doktor. Dann folgten einige flüchtig mit Bleistift hingeworfene Zeilen, in denen der Betreffende Fräulein Sombart in einer überaus wichtigen Angelegenheit dringend zu sprechen wünschte.

Als der Doktor sie fragend ansah, gab sie ihm, während sie hastig ihr Strahlenkleid überwarf, eine kurze Erklärung.

„In dem Augenblick, als ich mich eben zum zweiten Akt umgekleidet hatte, wurde mir der Baron gemeldet. Ich ließ ihn erst durch Sophie abweisen, mußte aber seinem dringenden Gesuch schließlich nachgeben. Welch sonderbare Fügung des Schicksals! Graf Westerholt ist

heute morgen mit dem Pferde gestürzt — er hat nur noch wenige Stunden zu leben.“

„Was sagen Sie?! . . .“

„Hören Sie weiter. Seinen Zustand genau kennend, will er, um Gerhards Zukunft zu sichern und ihm einen legitimen Namen zu geben, sich mit mir noch schnell trauen lassen!“

Doktor Fellenberg war maßlos erstaunt. Fräulein Sombart ließ ihm aber keine Zeit, sich genauer nach allem zu erkundigen, sie wußte ja auch selbst nicht viel mehr, als sie ihm mitgeteilt hatte.

„Der Baron ist, um keinen Argwohn zu erregen, sogleich wieder gegangen,“ fuhr sie fort. „Außer Sophie weiß niemand daß er hier war. Er erwartet mich auf dem Bahnhofe. Der Zug nach M., bei welchem Schloß Westerholt liegt, geht in einer halben Stunde. Ich darf keine Minute verlieren, wenn ich noch zur rechten Zeit auf dem Schlosse eintreffen will. Dem Direktor und dem Personal gegenüber habe ich eine Ohnmacht vorgeschützt. Sie müssen ihnen erklären, Doktor, daß ich krank bin, sehr krank — auf jeden Fall außerstande, weiterzuspielen; daß ich unverzüglich nach meiner Wohnung gebracht werden muß.“

„Aber mein teuerstes Fräulein, was Sie da verlangen, ist eine sehr schwierige Sache, beinahe etwas Unmögliches. Ohne allzu rigoros oder gar ungeschicklich zu sein, kann ich mich doch nicht zum Genossen eines Betrugers machen, der die Direktion um eine bedeutende Einnahme bringt, im Publikum einen Sturm entfesselt und die unangenehmsten Folgen haben kann.“

Fräulein Klarißa sah einige Sekunden lang sinnend vor sich hin.

„Fräulein Berndt kennt die Rolle,“ sagte sie dann. „Sie hat mich schon vor einiger Zeit gebeten, sie ihr zu



Frau Dr. med. Anna Schabanoff.
(Text I. S. 24.)



überlassen. Sie wissen, wir sind schon lange Rivalinnen. Was kümmert mich jetzt ihr Erfolg, da ich Aussicht habe, Gräfin zu werden und die Bühne wahrscheinlich verlasse! Bitte, bitte, lieber Doktor, ordnen Sie diese Angelegenheit. Fräulein Berndt ist ungefähr von meiner Figur, sie kann mein Kostüm benutzen, die Oper kann in kurzem fortgesetzt werden.“

Doktor Fellenberg sprach mit dem Direktor, dieser mit der im Theater anwesenden Künstlerin. Fräulein Berndt war sogleich zum Einspringen bereit, denn sie sah darin eine günstige Gelegenheit, ihr Talent in einer Rolle vorzuführen, die ihr die Eifersucht der Primadonna bisher vorenthalten hatte. Als der Doktor zu Klarissa zurückkam, fand er sie bereits im Straßenkostüm.

„Sie müssen mit mir gehen, Doktor. Auf alle Fälle begleiten Sie mich doch?“

„Nach Westerholt?“

„Natürlich.“

„Das ist wohl nur ein Scherz?“

„Sie können doch nicht glauben, daß ich dort allein hingehen soll. Denken Sie daran, daß ich von Feinden umgeben bin und eines Verbündeten, eines Ratgebers dringend bedarf.“

„Es ist mir nicht möglich.“

„Sie können morgen abend wieder in H. sein.“

„Ich wiederhole noch einmal . . .“

„Ich will es aber, es muß so sein, sage ich Ihnen!“

Sie stampfte energisch mit ihrem kleinen Fuß auf.

„Ich flehe Sie an!“ fügte sie dann mit gefalteten Händen hinzu.

Doktor Fellenberg wäre vielleicht trotzdem fest geblieben, wenn er nicht die Stimme Barinis gehört hätte, welcher darum bat, ihm die Tür zu öffnen.

„Wenn Sie sich weigern,“ sagte Klarissa malitios, „so öffne ich ihm, und dann wird er mir den gewünschten Dienst erweisen.“

„Dieser Mensch — dort, jetzt! — Nun gut, ich werde Sie begleiten!“

„Ich danke Ihnen, lieber Doktor!“

Kurt Fellenberg wurde so gegen seinen Willen in dies Drama hineingezogen. Eigentlich war er über die Jahre hinaus, in denen man dem Zauber des Romantischen, Ungewöhnlichen unterliegt, und darum mochte er mit der Sache nichts zu tun haben. Trotzdem war er gespannt auf den Ausgang dieser seltsamen Begebenheit.

Er entwarf nun eiligst auf einer schmalen Ecke des Toiletentisches eine in etwas gewundenen Ausdrücken abgefaßte Erklärung, daß Fräulein Sombart plötzlich von einem schweren Nervenanschlag betroffen worden sei, der es ihr unmöglich mache, weiter zu singen. Gleich darauf legte die Künstlerin eine vortreffliche Probe ihres Komödiantentals ab, als es galt, sich den Blicken der Neugierigen auszusetzen.

Während sie am Arm des Doktors schwankenden Schrittes, einen mitteleiderregenden Eindruck hervorbringend, den Ankleideraum verließ, stand die ganze Truppe hinter den Kulissen und beobachtete sie.

„Bravo, Fräulein Sombart, Sie haben Ihre Rolle gut gespielt,“ konnte sich Doktor Fellenberg nicht enthalten zu sagen, als er neben ihr im Wagen saß.

Barini war ihnen, ob aus Mißtrauen oder wirklichem Interesse, war schwer zu entscheiden, bis zum Portal gefolgt, aus welchem die Mitwirkenden das Stadttheater verließen. Fräulein Klarissa war viel zu sehr mit dem Bevorstehenden beschäftigt, um auf etwas anderes zu achten.

Als der Doktor mit der Sängerin in den Wagen stieg, rief er dem Kutscher absichtlich recht laut die Adresse der Wohnung Klarissas zu. An der nächsten Straßenecke gab er eine andere Weisung und versprach dem Kutscher ein reichliches Trinkgeld, wenn sie noch zur rechten Zeit auf dem Bahnhof ankämen.

Als sie dort ausstiegen, bemerkten sie in der hellen Beleuchtung der elektrischen Bogenlampen den Baron von Plessow unruhig unter der äußeren Glashalle hin- und hergehen. Er erkannte den Doktor nicht sogleich und schien im ersten Augenblick nicht gerade angenehm überrascht zu sein, als er Fräulein Sombart am Arme eines Herrn daherkommen sah.

„Herr Doktor Fellenberg,“ sagte die Künstlerin leichtthin, „den der Herr Baron wohl schon einmal bei mir getroffen haben, und welcher so liebenswürdig ist, mich zu begleiten. Sie werden hoffentlich darin nichts Unpassendes finden.“

Der Baron antwortete nicht sogleich. Sein kalter Gruß dem Arzt gegenüber ließ erkennen, daß ihm dieser Begleiter nicht angenehm war. Trotzdem sagte er sich, daß es kein unberechtigter Wunsch von der Dame war, eine Vertrauensperson um sich zu haben, und er nickte zustimmend mit dem Kopfe. Übrigens war zum Austausch höflicher Nebensarten keine Zeit. In dem Moment, als sie den Wartesaal betraten, kam das Kammermädchen auf die Sängerin zu und überreichte ihr, noch ganz atemlos, eine braunleberne Mappe, die etwas größer als eine Brieftasche war.

„Was haben Sie da?“ fragte der Doktor.

„Die Papiere, welche ich notwendig brauchen werde. Ich habe Sophie nach meiner Wohnung geschickt, um sie zu holen.“

„Sie lagen also schon bereit?“

Fräulein Sombart lächelte.

„Allerdings — ich habe für alle Fälle, vor allem Gerhards wegen, vorgesorgt gehabt.“

II.

Als die Reisegesellschaft in M., dem nächsten Eisenbahnhaltepunkt von Schloß Westerholt, ankam, war Doktor Fellenberg sehr unzufrieden mit sich, daß er sich zu dieser Extratour hatte bereden lassen. Er machte sich ernstlich Vorwürfe deswegen. Es war fünf Uhr morgens, als der Zug hielt und sie müde und fröstelnd auf dem Bahnhofe der kleinen Stadt ausstiegen. Der Baron hatte während der ganzen Fahrt ein zwar höfliches, aber ziemlich kühles, fast geringschätziges Benehmen gezeigt, während Fräulein Klarissa fast beständig zum Coupéfenster in die Nacht hinausstarrte und in Träumerei versunken war. Nachdem sie in dem Wagen Platz genommen hatten, welcher von Westerholt entgegengeführt worden war und dessen vom Regen ganz durchnässter Kutscher stundenlang gewartet zu haben schien, brach der Baron nach langer Pause zum erstenmal das Schweigen:

„Es ist kaum anzunehmen, daß der Graf den Abend dieses Tages noch erleben wird. Eine große Beruhigung würde es für ihn sein, wenn er noch einmal seinen Sohn umarmen könnte.“

„Gerhard ist zu weit entfernt . . .“

„Schicken Sie eine Depesche dorthin, wo er ist. Befehlen Sie, daß man ihn herbringt. Der Arzt rechnet nur noch auf wenige Stunden. Morgen ist es vielleicht schon zu spät.“

„Wenn ich verheiratet sein werde, eher nicht!“ entgegnete die Sängerin schroff.

Herr von Plessow wandte sich, wie dessen Beistand suchend, an den Arzt; er schien zu erwarten, daß dieser vermitteln werde. Aber der Doktor schwieg. Er kannte den Charakter Fräulein Sombarts genau genug, um zu wissen, daß es vergeblich sein würde, auf sie einwirken zu wollen. Außerdem war es ihm nicht unbekannt, daß zwischen ihr und dem früheren Spielkameraden und treuen Freunde des Grafen schon lange eine ausgesprochene Abneigung bestand.

Die zwei Stunden Wagenfahrt waren bei dem unfreundlichen Wetter und den aufgeweichten Wegen keine Annehmlichkeit; ein jeder von den Insassen war

stolz, als man endlich den alten Edelstg erreichte. Es ließ sich sogleich erkennen, daß der Baron hier großes Ansehen genoß, denn die Diener kamen eifertig herbeigelaufen und folgten seinen Befehlen. Der eine von ihnen, ein Mann in reicher Livree, führte die Gäste ins Haus und eine breite, teppichbelegte Treppe hinauf. Dann traten sie in ein in gediegenem Geschmack ausgestattetes, saalartiges Zimmer. Die Wände desselben waren mit alten und neueren Waffen und großen Familienporträts geschmückt, während die hohen, kirchenartigen Fenster das Wappen des Geschlechts in schöner, feiner Glasmalerei zeigten. Ungefähr eine Viertelstunde verging, bis der Baron, der das Zimmer gleich verlassen hatte, wieder erschien. Er näherte sich dem Arzte und flüsterte ihm zu:

„Fräulein von Soden ist mit ihrem Vater hier, sie wollte von ihrem Verlobten für immer Abschied nehmen. Die Herrschaften stehen im Begriff zu gehen, und es muß auf alle Fälle eine unliebsame Begegnung vermieden werden. Geben Sie acht, daß Fräulein Sombart dieses Zimmer nicht verläßt, selbst wenn ich Sie etwas warten lassen muß.“

„Rechnen Sie auf mich, Herr Baron.“

Herr von Plessow ging wieder hinaus. Klarissa war erschöpft in einen Lehnstuhl gesunken und starrte träumerisch vor sich hin. Nach einiger Zeit öffnete der Doktor, von der Langeweile und einer gewissen Neugierde getrieben, die den hohen Fenstern gegenüberliegende Flügelthür, um hinauszusehen. Sie mündete in den Treppenflur, in welchem lautloses Schweigen herrschte. Einige Minuten blieb er unbeweglich in der Tür stehen, eigentümlich berührt von der Ruhe dieses großen Hauses, in das der Tod seinen Einzug halten sollte. Plötzlich hörte er das Geräusch von Tritten, das Knistern eines seidnen Frauengewandes, und an der Treppenbiegung erschien die Gestalt eines älteren, hochgewachsenen Herrn, der eine junge Dame am Arm führte, deren Gesicht in ein Taschentuch vergraben war, hinter dem sie ihr Schluchzen erstickte. Man konnte nur das reiche blonde Haar, die elegante und vornehme Figur unterscheiden. Der Doktor blieb wie festgewurzelt stehen, er war von den Herrschaften offenbar gesehen worden und mochte nicht mehr zurückweichen.

Der Freiherr von Soden beantwortete seine stumme Verbeugung mit einem leichten Neigen des Kopfes. Sie waren erst einige Schritte vorüber, als der Doktor die Stimme Klarissas, die sich, durch das Geräusch angelockt, ihm unbemerkt von hinten genähert hatte, sagen hörte:

„Das ist sie, nicht wahr, das ist sie? . . .“

Fräulein von Soden mußte die Worte gehört haben, denn mit einer stolzen Bewegung hob sie den Kopf, und ihre in Tränen schwimmenden Augen trafen mit denen Klarissas zusammen. Die beiden Frauen wechselten einen Blick der Herausforderung und des Hasses mit-

einander. Diese Szene dauerte indessen nicht länger als eine Sekunde. Im nächsten Augenblick hatte der Doktor Fräulein Sombart am Arm ergriffen und fast brüst in das Zimmer hereingezogen.

„Was fällt Ihnen ein?“ rief sie empört. „Sie haben mich so unsanft berührt, daß Sie mir wehe getan haben.“ Nachdem sie sich etwas beruhigt hatte, setzte sie hinzu: „Schön ist sie, das ist wahr, und wirklich vornehm. Aber das nützt ihr nichts, das Schicksal hat sich gegen sie entschieden, und ich werde jetzt an ihre Stelle treten.“

Diese letzten Worte wurden im Ton so brutalen Triumphes und unverhohlener Schadenfreude ausgesprochen, daß der Doktor sich aufs unangenehmste davon betroffen fühlte. Er wollte seine Mißbilligung eben offen aussprechen, als Herr von Plessow eintrat und sie aufforderte, ihm in das Zimmer des Sterbenden zu folgen, wo alles zu der Zeremonie bereit sei.

Bei ihrem Eintritt in dasselbe sahen sie hinter einem Tische vor einem aufgeschlagenen dickleibigen Buche zwei Herren sitzen. Es waren der Amtsvorsteher des nächsten Dorfes und sein Schreiber, ein noch ziemlich jugendlicher Mensch. In der Fensternische vor einem schmalen, altarähnlichen Aufbau, der ein Kreuzifix und zwei Lichte trug, stand der alte Pfarrer des Dorfes im Talar und las in der Bibel. An der gegenüberliegenden Wand befand sich das Bett, und am Fußende desselben saß mit wichtiger Miene, das Kinn in die Hand gestützt, der Dorfarzt, ein Mann von etwa vierzig Jahren. Er schien gespannt auf die Atemzüge des leichenblaß daliegenden Grafen zu lauschen. Seine Persönlichkeit machte des offenbar gepreizten Wesens wegen keinen besonders angenehmen Eindruck.

Doktor Jellenberg war zuerst ins Zimmer getreten, Klarissa folgte ihm. Der Graf heftete einen Moment das Auge auf die Frau, die er einst so heiß geliebt hatte, dann wandte er sich wieder ab. Fräulein Sombart zuckte zusammen und preßte trampfhaft den Arm des Doktors.

Der Baron stellte diesen dem Kollegen vom Lande vor: „Herr Doktor Jellenberg, der die Dame begleitet hat. Doktor Siewert. Herr Doktor Siewert und einer der Diener werden dem Grafen als Zeugen dienen. Wenn es Ihnen gefällig ist, so wollen wir Fräulein Sombart denselben Dienst erweisen.“

„Ich stehe zur Verfügung,“ entgegnete Doktor Jellenberg mit einer Verbeugung.

Herr von Plessow gab dem Amtsvorsteher ein Zeichen. Dieser rückte seine Brille zurecht und prüfte die von Klarissa mitgebrachten Papiere.

Dann überreichte er eines nach dem anderen seinem Schreiber, der davon Kopien anfertigte.

Man hörte eine Zeitlang nur das Krachen der Feder auf dem Papier.

(Fortsetzung folgt.)

Das Telephon.

Skizze von S. Barinka.

Wit vergnügtem Gesicht sah Herr Pöllmann aus dem Fenster. Die blauekittelten Arbeiter kletterten leiterauf, leiterab, rollten den Draht, spannten ihn, brachten die Holzklopfen an. Jede gelungene Handreichung und Tat erfüllte den Zuschauer mit stillem Entzücken.

In einer Stunde sollte es ihm schon zur Verfügung stehen, das Telephon, nach dem er sich bereits seit Monaten ordentlich gesehnt hatte! Was für eine Erleichterung für ihn! Wie viel Geschäftliches konnte er nun von daheim aus erledigen, so manchen Gang sparen

und so manche Stunde dafür in seiner Familie zubringen — oder auch wegbleiben, weil er sich doch leicht genug entschuldigen konnte. Und das zuwider Briefe- und Kartenschreiben an Freunde und Bekannte hörte so ziemlich auf, denn die meisten besaßen Apparate. Eine Zusammenbestellung zu einem Ausfluge, Ab- und Zusagen, Aufmunterungen, ließen sich trefflich durchs Telephon befördern und sogar Gratulationen waren kurz und bündig und doch herzlich ganz prächtig auf diesem Wege abzumachen.

O, es sollte herrlich werden!



Ein eigenartiger Virtuose. (Tert f. S. 21.)

Emmi, seine Frau, hatte es dann bequem bis zum Wohlbehagen. Alles, vom Metzgerfleisch bis zum Tändelschürzchen, konnte sie sich ins Haus bestellen, zu ihm selbst ins Geschäft reden und ihn nach Bedürfnis um Rat fragen oder er sie nach den täglichen Speisetzettel, wenn es ihm einfiel, sich darum zu bekümmern oder ihn nach seinem Geschmack zu forriginieren.

Zahllos waren die Vorteile! Nur der Kostenpunkt hatte ihn so lange vor der Anschaffung zurückgeschreckt. Aber was sparte er doch auch damit! Tram, Porto und die Schuhsohlen schonte er. Das gab ein Sämmchen, das in Abzug zu bringen war! Und schließlich, für die Bequemlichkeit tut man auch mal ein übriges.

Wenn er's so recht bedachte, so war das Telephon eine gewisse Notwendigkeit, ein Faktor des modernen Lebens.

Voll Stolz und Freude trat er zum erstenmal an den Apparat. Neben ihm stand seine Frau mit strahlenden Mienen, und Julius, sein vierjähriges Söhnchen, mit neugierigen Telleraugen. Nur das Baby im Schaukelwagen war teilnahmslos.

Pöhlmann telephonierte an einige Freunde und war entzückt, als er sich mit ihnen so schön verständigen konnte. Dann unterwies er Emmi im Gebrauch und ließ Julius mit einem Onkel sprechen, der in einer andern Stadt lebte. Sie lachten herzlich über den Jungen, der wie besessen vom Telephon wegzappelte und suchend ins Nebenzimmer lief, denn: „der Onkel, der ist da hinter der Mauer, und hat mir was mitgebracht,“ rief das Kind.

„Es ist eine wundervolle Einrichtung!“ sagte Herr Pöhlmann befriedigt, als er sich zu Bett legte. „Wir werden sicher viel Nutzen davon haben!“

Und seine Frau nickte in der gleichen Überzeugung; sie träumte schon davon, das teuere Dienst-Mädchen überflüssig zu finden.

Am nächsten Morgen war das Telephon bei Pöhlmanns Hausgespräch. Alle Frauen leiteten ihre Morgenplauderei mit Frau Emmi mit der bewundernden Dehnung ein: „Sie haben ja jetzt das Telephon in der Wohnung!

Gott, wie bequem!“ Und Emmi lächelte und lächelte. — „Es steht Ihnen zur Verfügung, selbstverständlich! Jederzeit! Kommen Sie nur zu uns!“ Das sagte sie zu allen den Nachbarn von nebenan, von oben und unten, natürlich in verschiedenen Graden der Lebenswürdigkeit.

Als sie an sechster Stelle mitten in der Schilderung aller Vorteile des Apparates war, gellte die Meldeglocke. Sie sprang gemessenschnell in die Wohnung. Ihr Mann sagte ihr zum zweiten Mal „Guten Morgen“ vom Geschäft aus.

„Nein, wie reizend!“ Lachend kam sie wieder. „Wie reizend!“ echoteten die Frauen.

Die nächsten Male fand sie es aber schon weniger nett. Einmal erwachte das Baby aus seinem Badeschlaf von dem Geschelle und schrie wie ein Ferkel unter dem Messer, das andere Mal — ein Freund ihres Mannes sprach her — brannte ihr der Braten an, weil das Mädchen eben abwesend war.

Sie telephonierte das voll Anmut ihrem Gatten. Pöhlmann war ein Feinschmecker. Er brumpte per Draht, und nach einer halben Stunde klingelte er schon wieder an und sagte sich für Mittag ab, weil ein dringendes Geschäft ihn abhalte, den weiten Weg zu machen; er werde rasch im nächsten Restaurant speisen.

Das war ein Kniff und Emmi durchschaute ihn. Sie konnte allein mit Julius am Tisch sitzen und der Gourmet ließ sich's irgendwo wohl sein. Verdrießlich ließ sie sich nieder, mit dem quarrenden Kinde auf dem Schoße, das nicht mehr zum Schlafen zu bringen gewesen war, stocherte an dem verdorbenen Fleische herum und war zum erstenmal zornig auf das Telephon.

Doch selbst das schlechte Essen konnte sie nicht in Ruhe genießen. Die Hausbesitzerin begehrte mit einiger Dringlichkeit Einlaß. An der Gasleitung war etwas gebrochen, und weil's nun so bequem war, bat sie, das Telephon benutzen zu dürfen.

In der nächsten Zeit kamen sie alle, die im Hause wohnten, sie kamen vom Nachbarhause, und schließlich aus der ganzen nächsten Umgebung! Erst in Notfällen, wenn jemand krank wurde oder auch um Angehörigen eine wichtige Nachricht zu übermitteln, bald aber für zahllose andere Sachen. Bier, Theaterkarten, Toiletten zur Auswahl, Lebensmittel, funterbunt wurde alles durcheinander bestellt durch das Pöhlmannsche Sprachrohr. Frau Emmi kannte in kurzem alle Lebensgewohnheiten der Nachbarn, ihre Lieferanten, ihre Vergnügungen, ihre Reitern und Basen. Die Schwelle wurde kaum mehr leer und das Hauswesen ging aus den gewohnten Fugen, denn es gab doch bei jeder In-



Gebeizte Straßenbahnwagen. (Tert f. S. 24.)



▪ Gefährliche Dampfen. (Text siehe Seite 24.) ▪

anspruchnahme ein kleineres, oft auch ein großes Gespräch. Dazwischen wurde sie selbst wegen allem möglichen und unmöglichen angerufen, und so bei ihrer Arbeit und in ihrem Behagen gestört. Keine Stunde verging, ohne daß es schrillte.

Nach vier Wochen war das Telephon dem Ehepaare eine Last, doch keines sprach es aus. Erst als sich die Bittstellerinnen mehrten, die just kamen, wenn sie bei Tisch saßen — das Telephon befand sich im Speisezimmer — brach der Zorn bei Böllmanns los. „Es wird mir zu dumm! Ich will mir nicht tagtäglich in die Schüsseln gucken lassen! Ich will in Ruhe essen! Laß mir keine dieser Gänse mehr herein!“

„Aber Hans, wie heftig! Sie entschuldigen sich ja so artig!“

„Ich pfeif' auf die Suada und will ungestört bleiben!“ antwortete er wütend.

Das Mädchen wurde angewiesen, niemanden in Zukunft einzulassen, wenn sie speisten. Daraufhin gab es schiefe Gefächter und knappe Grüße, die Frau Emmi peinigten. Sie regte an, die Wohnungseinrichtung zu ändern. „Es würde sich viel ruhiger schlafen hier, als nebenan. Und dann, wegen dem Telephon . . .“

„Natürlich, deswegen! Ich hör' dich schon gehen! Ich hab' mein Telephon für mich einrichten lassen, nicht für die Nachbarschaft!“

Seine Frau beruhigte ihn, obwohl sie ihm im Stillen recht gab. „Wir können doch nicht unliebenswürdig sein, jetzt auf einmal! Es ist wegen des Hausfriedens! Ich mag nicht wohnen, wo man mit steilen Nasen an mir vorbeigeht!“

Sie zogen also um und der Tanz ging weiter.

Dann mußte Emmis Gatte wegen einer Fußverletzung eine Woche lang das Bett hüten. Am ersten Tage ließen sich Telephonbesuche abwenden; am zweiten bat man Frau Böllmann, in den Apparat zu sprechen. „Sagen Sie, es ist eine Unverschämtheit, mir die bezahlten Sachen so lange nicht zu bringen!“

„Sagen Sie, es sei eine Gemeinheit, mir solch' verdorbene Eier zu senden! Ich gehe zum Inspektor damit!“

„Sagen Sie, wenn er mir nicht schleunigst seinen Arbeiter sendet, soll ihn der Teufel holen!“

„Der Teufel hole dich selbst!“ Böllmann knirschte und zitterte vor Wut. „In mein Telephon werden keine Angezogenheiten hineingesprochen!“

Seine Frau hielt ihm den Mund zu. „Sei unbesorgt! Es geschieht nicht!“

Am dritten Tage drängten sich Dreiste bis zu ihm und widelten eine Portion Liebenswürdigkeiten um den Zweck ihres Kommens. Er mußte stillhalten und die endlosen Reden und Ratschläge mit glatter Miene anhören. Doch zwischen ihm und Emmi setzte es einen Verdruß wegen des Zimmerwechsels.

Er war kaum genesen, da wurden sie eines Morgens um sechs Uhr aus dem Schlafe geschreckt. Im knappsten Regligé huschte Emmi ängstlich an die Tür. Frau Stern vom dritten Stock stand draußen. „Ich bitt' tausendmal um Entschuldigung, Frau Böllmann, wir wollen zur Bahn, Sie wissen's ja, daß wir heut' aufs Land gehen! Wir hoffen, die Tram nehmen zu können und nun gießt's stromweise, wir würden naß bis auf die Haut, bis wir hintämen. Möchten Sie nicht die Freundlichkeit haben und um einen Wagen telephonieren! Seien's nicht böse, daß ich so früh störe, aber der Zug wartet halt nicht! Haben's die Güte!“

Emmi hatte die Güte und troch dann fröstelnd wieder ins Bett. Nach einer Viertelstunde rasselte eine

Droschke vor und hielt eine Viertelstunde wartend vor dem Hause. Hierauf rührte sich der Kutscher.

„Es ist von jemandem telephoniert worden um einen Wagen!“ forschte er.

„Das ist bei Böllmanns im ersten Stod!“

Frau Böllmann öffnete, ein zweites Mal aus dem Bett geprenzt. „Ich bin darum ersucht worden von Frau Stern, zwei Treppen höher!“

Eine Magd steigt eben abwärts. „Den Sternschen ist der Wagen zu lang ausgeblieben! Sie sind grad vorhin weg,“ gibt sie Auskunft.

Ein lebhafter Disput entstand. Schon fast ein Geschimpfe. Frau Emmi ist entrüstet und der Kutscher ist kein Gentleman. Er will Geld und er fordert es von ihr. Sie weigert sich selbstverständlich. Die herbeigeeilten Hausbewohner reden für und wider, je nachdem sie zu der einen oder anderen Partei stehen.

Herr Böllmann schaut endlich mit zornrotem Gesicht durch den Türspalt und beendet nach kurzem Streit die Szene, indem er mit einem Fluche die Ansprüche des Kutschers befriedigt. In der Wohnung setzt sich zwischen den Gatten der Wortwechsel fort und es ist unbestimmt, wer besser wekommt dabei, die Familie Stern oder das Telephon. „Meine Nerven schüttelt's! Der Ärger würgt mich! Zieh' dich an, Emmi, und den Buben dazu, wir machen eine Partie!“

„Aber das Wetter, Hans!“

„Macht nichts! Wenn ich daheim bleib, plaß' ich, sobald mir wieder eins an den vermaledeiten Ratschäften will! Also fort!“

Spät abends und todmüde kommen sie nach Hause. Sie sind in Wald und Feld herumgewandert und haben den müden Knaben auf dem Rückweg wechselweise tragen müssen. Wie Säcke fallen Herr Böllmann und das Kind ins Bett; Frau Emmi macht noch einige Handgriffe und versorgt das Baby. Gerade als sie das Flurlicht abdrehen will, klopft es leise an die Tür. „Frau Böllmann! Frau Böllmann, ich bitte!“

Zögernd öffnet sie und sieht die Hausbesitzerin vor sich. „Wie dank' ich dem Himmel, daß Sie noch auf sind! Seien's doch so lieb und lassen's mich ans Telephon! — Denken's nur, mein Mann ist seit dem Frühschoppen nicht heimkommen! Angst hab' ich ja gerade keine; ich weiß schon, wo er sitzt, bei seinem Schwager, dem Weinwirt! Aber Zeit wär's wohl, wenn er jetzt heimginge und vielleicht, am Ende, man weiß doch nicht! Ich werd' einmal hineinreden! Er soll machen, daß er nach Haus geht!“

„Mein Mann liegt bereits im Bett! Aber ich werd's besorgen!“ erwidert Frau Böllmann mit innerlicher Verdrossenheit. Dann noch ein Dankeschwall, ein unständliches Gutenachtsagen, bei welcher Gelegenheit noch erkundet wird, wo und wie der Tag verbracht worden.

Frau Emmi hat gähmend kaum die Tür geschlossen, da hört sie ein Krachen und Schmettern im Schlafzimmer. Bestürzt eilt sie hinein. Da steht ihr Mann im Hemd vor dem Apparat und schlägt mit Faust und Hammer darauf ein, ohne Unterlaß, bis die Zerstörung vollkommen ist und alles am Boden liegt.

„Lieber will ich Briefe schreiben bis zur Gelenklahmheit,“ schreit er, ohne einen Blick auf seine entsetzte Frau zu werfen, „mir die Sohlen täglich von den Stiefeln rennen und müde werden zum Umfallen und hungern und dursten und im ganzen Leben mit keinem Freunde mehr zusammentreffen, nur kein Telephon mehr in des Wohnung! Keins mehr! Keins mehr! In alle Ewigkeit keins mehr!“

Und dann legt er sich hin mit dem Gefühl eines Siegers und schläft ein mit der köstlichen Vorahnung, daß nun wieder Frieden und Ruhe einziehen werde in seine Penaten.

Die Lieb' umfaßt des Weibes volles Leben,
Sie ist ihr Kerker und ihr Himmelreich,
Die sich in Demut liebend hingeben,
Sie dient und herrscht zugleich.

Fürs Haus.

Das übelste von allen Dingen,
Womit der Mensch den Menschen plagt,
Ist das, ein Glück ihm aufzuzwingen,
Was seiner Neigung nicht behagt.

Winterlied.

Kein Glockenklang,
Kein Vogelsang,
Kein Sonnenstrahl und Maientau!
Auf! wandle mutig deinen Gang!
Die Zeit ist herb' und hart und rauh.

Läß trauren dann
In Winters Bann
Wald, Wiese, Wasser, Feld:
Auf! schaue trotz den Himmel an!
Und Frühling bleibt in deiner Welt.

Und wärst allein
In Wüstenei'n
Verlassen du von Freud' und Glück —
Du kehrt zur Heimat dennoch ein,
Ins alte Kanaan zurück.

Doffmann von Fallersleben.

Behandlung des Schuhwerks.

Die großen Schuhmacherrechnungen bilden eine stete Klage so manchen Familienvaters, und daher möchte ich auf einige Winke betreffs Behandlung der Stiefel und Schuhe aufmerksam machen. Hauptächlich sind ja die Kinder meistens wahre Virtuosen im Gebrauch von Sohlen, doch diese Kosten soll man gern tragen, zeigt dieser Verbrauch doch, daß sie gesund und fleißig auf den Beinen sind. Anders steht es mit dem Oberleder. Wenn es sonst gut und solide ist und trotzdem nicht lange hält, so liegt das einzig und allein in der unrichtigen Behandlung.

Vor allen Dingen Sorge man für gute Wäpfe, je besser diese ist, um so mehr schon ist das Leder. In den meisten Haushaltungen wird nun aber die Wäpfe viel zu stark aufgetragen: man erkennt dies leicht schon am äußeren Aussehen des Leders. Sodann aber wird das Leder besonders in den Sommermonaten wenig oder gar nicht gepflegt; es wird trocken, hart und brüchig, und wenn im Winter das Schuhwerk einmal geschmiert werden soll, so vermag das Fett durch die dicke Wäpfeicht gar nicht bis zum Leder durchzudringen.

Wer das Schuhwerk wirklich pflegen und lange gut erhalten will, dem sei empfohlen, folgendes zu beachten: Erliebs gute Wäpfe zu verwenden und streng darauf zu halten, daß dieselbe immer nur ganz spärlich aufgetragen und dann der Stiefel sofort blank gebürstet wird. Geschmeidiger erhält man am besten die Wäpfe, wenn man hin und wieder, ehe dieselbe vollständig eingetrocknet ist, etwas kalten, schwarzen Kaffee aufgießt, auch zum Anfeuchten der Wäpfbürsten ist es zu empfehlen, ein paar Tropfen Kaffee zu benutzen, der ja als Rest in der Kaffeetanne usw. stets zu haben ist. Viele Diensthöten haben die üble Gewohnheit, gleich auf mehrere Paar Schuhe oder Stiefel hintereinander zunächst die Wäpfe aufzutragen und dann erst blank zu putzen. Das ist so falsch wie nur möglich, da auf diese Weise wirklicher Glanz nicht erreicht werden kann und die Wäpfe stark aufgetragen werden muß, um wenigstens einigen Glanz zu erzielen.

Mindestens alle zwei bis drei Monate lasse man vom Oberleder die Wäpfe mit lauwarmem Wasser gründlich abwaschen

und das Leder dann sogleich gut und gründlich einfetten. Das Schmiermittel muß so oft hintereinander aufgetragen werden, bis das Leder es nur noch langsam aufsaugt; die besten Lederöle nützen aber nichts, wenn noch Wäpfe auf dem Leder sitzt und dieses trocken ist. Als ein billiges und dem Leder sehr zuträgliches Öl kann ich nach langjähriger Erfahrung eine Mischung von einem Teil Lebertran und einem Teil Baumöl empfehlen. Das Öl wird am besten mit einem etwa daumenstarken Pinsel aufgetragen.

Für die Küche.

Wiel Gasten leert Keller und Kasten.

Kartoffelsuppe mit Fleischklößen. Kartoffeln wäscht, schält und schneidet man, ebenso eine Zwiebel, einen kleinen Selleriekopf, tut dies mit einem Eßlöffel Butter, etwas Pfeffer und Salz in eine Kasserolle, um es langsam weich zu dämpfen. Ist dies unter fleißigem Umrühren auf schwachem Feuer geschehen, so füllt man so viel Wasser dazu, als man Suppe braucht, verkocht dies nun langsam eine gute halbe Stunde, streicht die Suppe durch ein Sieb, würzt sie wenn nötig, noch mit Pfeffer und Salz, gibt ein frisches Stückchen Butter hinein und macht sie durch einen Zusatz von kleinen Fleischklößen besonders fein und wohlschmeckend, doch genügt es auch, die Suppe ohne diese, gut gebunden, und mit gemiegter Peterzilke zu servieren.

Gedämpfte Kastanien. Man entfernt die erste Schale der Kastanien, legt diese dann in kochendes Wasser, bis auch die zweite Haut sich leicht abziehen läßt, und entfernt auch diese, ohne die Kastanien kalt werden zu lassen. Dann bräunt man Butter mit etwas feinem Zucker, fügt auf jedes 1/2 Kilo Kastanien 1/4 Liter braune Jus aus aufgelöstem Fleischextrakt hinzu, tut die Kastanien hinein und dämpft sie behutsam weich. Kurz vor dem Anrichten schmeckt man mit Salz ab, fügt etwas mit Madeira angerührtes Kartoffelmehl hinzu, damit die Kastanien wie glasirt erscheinen, und richtet sie gleich an.

Safe nach slämischer Art. Man nimmt dem Hasen alles Blut und die Leber, bedeckt ihn mit Butter, fügt Pfeffer, Salz und ein halbes Glas Weinessig zu und bringt ihn in den Backofen. Dann zerdrückt man die Leber mit dem Blut und läßt beides mit 150 Gramm Butter und etwas aufgelöstem Fleischextrakt so lange über stillem Feuer, bis die Butter geschmolzen ist, kocht 1/2 Liter Sahne, die man sehr heiß zu der Mischung schüttet, und begießt hierauf mit derselben fleißig den Hasen. Etwas Zitronensaft, im Momente des Anrichtens hinzugefügt, macht den Geschmack noch pikanter.

Haushirtschaft.

Des Hauses Her ist Heiligkeit.

Behandlung der Besen. In vielen Haushaltungen wird dem Besen nicht die richtige Behandlung zuteil und nur allzu vorzeitig werden sie dadurch unbrauchbar. Vor allem dürfen die Besen nie in der Nähe des Herdes oder der Ofen hängen, da durch die Hitze das Besch, womit die Borstenbündel in das Holz eingesezt sind, schmilzt, und die Borstenbündel dadurch herausfallen. Ebenso verurteilt die Hitze das Springen und Reißen der Hölzer. Bei Besen mit langen Stielen ist darauf zu achten,

daß der Besen nicht auf den Borsten steht, sondern entweder auf dem Stiele ruht, oder was das Beste ist, aufgehängt wird. So behandelte Besen bleiben viele Jahre lang in gutem Zustande.

Probatum est.

Durch Schaden wird man klug.

Um Zuderflecke aus hellfarbigem Pflüsch, Seide oder anderen zarten Stoffen zu entfernen, gibt es ein sehr einfaches Mittel, und zwar destilliertes Wasser. Man nimmt ein lauberes Leinenläppchen oder Schwämmchen und reibt die fleckige Stelle so lange mit dem Wasser, bis der Fleck verschwunden. **Blendend weiße Wäpfe** erzielt man durch folgende unschädliche Mischung: 2 Teile starker Spiritus und ein Teil reines, sehr helles Terpentind, davon sind je 2 Eßlöffel voll auf 50 Liter Blauwasser zu geben, und damit ist die Wäpfe zu blauern. Der unerdünnte Teil der Mischung kann längere Zeit aufbewahrt werden und ist als Fleckwasser bei starken Fett- und Harzflecken gut zu gebrauchen. Wegen der feuergefährlichen Eigenschaft dieses Fleckwassers ist Vorsicht geboten.

Hausrarzt.

Wählo'it ist die Mutter der Tugend.

Gegen 3 Schluden. Man atme durch die Lunge möglichst voll ein und erhalte die eingeatmete Luft darin nach Möglichkeit lang; eine halbe, bis eine Minute. Es bedarf meist keiner Wiederholung, das Schluden hört sofort auf.

Arbeitskörbchen.

Guten Rat verachte nicht.

Ein Bolerojäckchen ist sehr reich und angenehm auf folgende Weise anzufertigen. Sehr praktisch ist es, schwarze Zephyrwolle dazu zu nehmen, doch bleibt rosa, blau und hochrot für junge Mädchen kleidbarer und daher erwünschter. Für eine Normalfigur gebraucht man vier Lagen Wolle zum Stricken des Jäckchens selbst, außer der abstehenden, vorgelegten Vorte. Man schlägt auf mittelstarken Beinmadeln 50 Maschen auf und strickt in hin- und hergehenden Touren die erste Lage Wolle auf. Dann nimmt man mit der zweiten Lage noch 50 weitere Maschen auf, hat also nun 100 Maschen auf der Nadel und strickt zwei Lagen Wolle auf. Danach wird die Arbeit bis auf wieder 50 Maschen abgetanzt, um nun auch die vierte Lage Wolle zu verstricken. Dann wird die fertige Strickerei so zusammengehäkelt, daß sich die richtige Form ergibt, die am Halsauschnitt, wie im Armeauschnitt, durch Bifots begrenzt wird. Nun wird eine schmale Borte in turenischem Häkelfuß, etwa 2 bis 3 Finger breit, gearbeitet, die ein Muster aufliegender Maschen erhält. Sie wird dem Jäckchen vorn und unten überwendlich angenäht. Dann erübrigt nur noch, es mit einigen Knöpfen und Schlingen zu versehen und es vorn durch eine passende Schleife aus Atlasband zu verziieren. Zu schwarzem Jäckchen macht sich eine zitronenfarbene oder hochrote Borte nebst Schleife gut. Ein weißes Jäckchen erhält einen rosa oder hellblauen Besatz. Soll es bordeaux, marineblau, kirchrot sein, kurz eine lebhaftere Farbe zeigen, so hält man das ganze, sehr kleidbare Bolerojäckchen am besten nur in einer Farbe.

Regierbild.



„Wo ist meine Freundin, die mit rudern wollte?“

Liebe Jugend! Beim Bataillonsfelddienst kommt ein Soldat nach dem Gefecht zur Kompanie zurück und meldet sich beim ältesten Offizier. Auf dessen Frage, woher er denn komme, antwortet er: „Ich war Pferdeburische.“ — „Bei wem?“ — „Beim Herrn Oberstabsarzt sei'm Kad.“

Auch ein Unparteiischer. Richter (zu zwei Bauern): „Also ihr hattet einen Streit und der Michel hat euch beide tüchtig durchgeprügelt?“ — Bauern: „Ja! der hat'n Unparteiischen geprügelt.“

Moderne Autoren. Direktor (zum sehr jugendlichen Autor bei der Premiere): „Das Publikum ruft, warum gehn Sie nicht hinaus?“ — „Ja, mein Vater könnte im Theater sein, und da kriege ich dann Haue!“

Ein höflicher Mensch. Schwiegermutter: „Hat der nette junge Mann, der mich gestern aus dem Wasser zog, schon seine Blicke hier gemacht?“ — Schwiegersohn: „Ja, er hat sich höflichst entschuldigt.“

Aufrichtig. Dame (zu Besuch): „Sie wohnen ja recht hübsch hier auf dem Lande, aber etwas langweilig wird es doch sein?“ — Hausfrau: „O nein, wir haben nicht immer Besuch.“

Aus der Physik. „Wann wiegt der Mensch am schwersten?“ — „Wenn er einem auf die Hühneraugen tritt!“

Zu unseren Bildern.

Frau Dr. med. Anna Schabanoff (Bild S. 17) hat den ersten russischen Frauentongreß einberufen, der in St. Petersburg tagt. Nur schwer haben die russischen Frauen von der Regierung die Erlaubnis zur Einberufung dieses Kongresses erwirkt, und auch nur unter der Bedingung, daß der Kongreß nicht zur Bildung eines allrussischen Frauenbundes führt.

Ein eigenartiger Virtuose. (Bild S. 20.) „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst,“ sagt Schiller im Prolog zu „Wallenstein“. Für den alten Musiker auf unserem Bilde gilt das Zitat nur zur Hälfte. Seine Kunst hat längst aufgehört, heiter zu sein; das Leben jedoch ist für ihn um so ernster geworden. Der alte Herr tristet sein Dasein, indem er in New-York auf Straßen und Plätzen „Streichtonzerte“ veranstaltet, dabei Geige und Cello gleichzeitig bedienend. Es versteht sich natürlich von selbst, daß das Cello nur als Begleitinstrument in Funktion tritt. Die kleine Blechdose vor dem Virtuosen ist zur Aufnahme mildtätiger Spenden von Seiten der Passanten bestimmt.

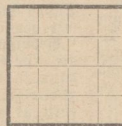
Geheizte Straßenbahnwagen. (Bild S. 20.) Die Straßenbahngesellschaften streben schon lange danach, eine Heizanlage für ihre Wagen zu schaffen, die bequem unterzubringen ist und doch nicht zu hohe Kosten verursacht. Bei den verschiedenen Versuchen ist es jetzt in den Straßenbahnwagen in Wiesbaden gelungen, durch Aufstellen eines Ofens eine Heizanlage zu schaffen, die den ganzen Tag ausfällt und ihre Wärme ausstrahlt, während die Heizung bei den Berliner Straßenbahnwagen, die unter den Sitzen angebracht ist, schon gegen Mittag versagt.

Gefährdete Depeschen. (Bild S. 21.) Die Szene, die der Künstler mit so lebhafter Anschaulichkeit dargestellt hat, bedarf wohl kaum eines Kommentars. Es ist eine Episode aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege; dem jungen Offizier im Boote waren wichtige Depeschen anvertraut worden, die er heimlich durch die feindlichen Linien schmuggeln sollte. Das Bagetstück wäre beinahe gelungen, da entdeckt man ihn und ein wohlbemanntes Boot wird zu seiner Verfolgung ausgesendet. Immer näher kommen die Verfolger, schon haben einzelne Kugeln die Bootsrand durchlöchert, und jetzt trifft eine den schwarzen Ruderer in die Brust. Damit ist wohl das Schicksal des Bootes besiegelt, und der Offizier am Steuer greift nach der Kassette mit den Depeschen, um sie in die Tiefe des Meeres zu werfen. — Die Szene ist dramatisch bewegt, der Ausdruck in den Gesichtern charakteristisch, kurz, das Bild rechtfertigt das Aufsehen, welches es in der Londoner Kunstausstellung erregte.

Bilderrätsel.



Magisches Quadrat.



1. Getränk.
2. Weiblicher Vorname.
3. Altbiblischer Name.
4. Quälende Empfindung.

Die Buchstaben A, B, CCCC, JJ, Q, AA, SS, UU sind in Quadratform so zu ordnen, daß die vier wagerechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von beigesigter Bedeutung ergeben.

Rapselrätsel.

Bauernadel, Blumenstengel, Freischhaar, Scharmügel, Weinkarte, Ungarn.

Es sind sechs Wörter zu suchen, die in vorstehenden Wörtern versteckt sind. Die Wörter sind dann so zu ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben im Zusammenhang einen weiblichen Vornamen ergeben.

Vogogriph.

Auf dem „a“ rumort es immer,
Wie der Zeitungseifer weiß.
Auf dem „o“ ist's schön; im Zimmer
Ist es mir zu eng und heiß.
Auf dem „e“ ruht Dach und Fach,
Hoffentlich gibt er nicht nach. S.

Rätsel: Auflösungen voriger Nummer:

Bilderrätsel. Suezkanal.

Porträtsel. Pommer — Lango; Pomeranze.

Abstrichrätsel.

Frau, Hohn, Sieg, Anna, Kleister, Klinge, Blut, Zwerge, Ästern. — Frohinn ist ein guter Gast.

Palindrom. Leje — Gel.

Rätsel. Schatten.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellschaft m. b. S., Buchdruckerei, Cöthen, Anst. Verantwortl. Redakteur Paul Schettler, Cöthen.

